

Interview

Interview¹ mit Hans Zirker

Eingeleitet von Mahmoud Haggag Rashidy

Einleitung

Hans Zirker beschäftigte sich in vielen seiner wissenschaftlichen Publikationen mit dem Islam und dem Koran. Er ist Verfasser einer Koranübersetzung und einer online veröffentlichten Korantransliteration. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Glaubwürdigkeitsvoraussetzungen und Verständigungsbedingungen persönlichen Glaubens und institutioneller Religion im christlichen und interreligiösen Kontext.

Das folgende Interview dient der Würdigung seiner wissenschaftlichen Bemühungen im Bereich der Koranforschung sowie seiner Beiträge zum christlich-muslimischen Dialog. Zirker äußert sich im Interview zu wichtigen Themen, die sowohl Orientalisten, Islamwissenschaftler als auch Theologen interessieren. So spricht er etwa über seine Motivation zur Beschäftigung mit dem Koran sowie über die Zukunft der Islamforschung in Deutschland. Im Bereich der Koranrezeption im innermuslimischen Diskurs richtet er persönliche Empfehlungen an muslimische Studierende und Dozent/innen. Schließlich äußert er sich zu aktuellen Debatten über den Islam und empfiehlt Theolog/innen in Deutschland, was sie dazu leisten könnten.

Hikma: Herr Zirker, seit langer Zeit beschäftigen Sie sich intensiv mit dem Islam und vor allem mit dem Koran. Was hat Sie dazu motiviert?

Hans Zirker: Das ist eine lange Geschichte mit vagen Anfängen und mancherlei Umwegen. Wie in meiner Gymnasialzeit kam auch in meinem Theologiestudium der Islam kaum zur Sprache. Er war für uns weitgehend eine orientalische Erscheinung, geschichtlich assoziiert vor allem mit den Kreuzzügen, literarisch mit Lessings „Nathan“ und dessen Ringparabel.

Mein Zugang zu Zeugnissen der islamischen Kultur lief bezeichnenderweise nicht über theologische, sondern philologische Pfade: Mit der Notwendigkeit, Hebräisch zu lernen, wurde mein Interesse auch am Arabischen

1 Dieses Interview mit Prof. em. Dr. Hans Zirker führte Dr. Mahmoud Haggag Rashidy, Vertretungsprofessor für islamische Rechtswissenschaften und Glaubenspraxis (Fiqh) am Institut für Islamische Theologie der Universität Osnabrück, im Juli 2018 in Form einer Online-Konversation.

geweckt. Doch die Beschäftigung mit den Feinheiten und Tücken der Grammatik ließ zunächst wenig Raum für die Wahrnehmung des Islam. Hinzu kam, dass unser hochgelehrter Professor der Arabistik offensichtlich poetische Texte weit mehr schätzte als den Koran und die ihn umgebenden Überlieferungen.

Impulse, mich eingehender mit dem Islam zu befassen, ergaben sich mir erst, als ich mich selbst als Religionslehrer dazu genötigt sah. Zwar kannte ich persönlich nach wie vor keine Musliminnen und Muslime – die Schülerinnen und Schüler waren wohl durchweg in derselben Lage –, doch wussten und sahen wir sie inzwischen in unserer gesellschaftlichen Umgebung. So versuchte ich im Unterricht, auch deren Religion etwas zu vermitteln, zunächst wohl einigmaßen dürftig.

Mit meiner Berufung an die Hochschule und dem Auftrag der Lehrerbildung sah ich mich vor größere Erwartungen gestellt. In meinen Veranstaltungen und Publikationen wollte ich Religion und Religionen vor allem in ihrer gegenwärtigen Situation und Bedeutung erörtern, unter den Bedingungen weltanschaulicher Pluralität, vielfach infrage gestellt und zur Verständigung gefordert. Dazu gehörte, wenn auch zunächst als relativ wenig beachteter Faktor, der Islam.

Nun erst kam ich auch mit realen Musliminnen und Muslimen ins Gespräch, in erster Linie mit Studierenden, die sich von Themen meiner Veranstaltungen angesprochen fühlten, darüber hinaus in der Lehrerfortbildung auch mit muslimischen Lehrerinnen und Lehrern und schließlich mit muslimischen Dozentinnen und Dozenten. Deren Zahl war damals – in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts – freilich noch gering. Zunehmend deutlicher wurde mir bewusst, dass sich mir mit dem Thema „Islam“ ein theologisches und pädagogisches Feld auftat, in dem es viel zu tun gab. Es konnte nicht einfach darum gehen, die andere Religion besser kennenzulernen. Die Aufgabe reicht weiter: Über die Wahrnehmung der anderen Religion ist auch die eigene neu zu sehen. Meinen Studierenden und Hörern sagte ich gern den etwas überspitzten Grundsatz: Wer nur eine Religion kennt, kennt auch diese nicht.

Hikma: Wie sehen Sie die Zukunft der Islamwissenschaft und der islamischen Theologie sowie die Perspektive der Zusammenarbeit beider in Deutschland?

Hans Zirker: Ich bin kein Islamwissenschaftler, sondern Theologe und dabei kein islamischer. Zudem ist Zukunft eine heikle Dimension. So zögere ich bei dieser Frage. Doch enthält sie einige brisante Momente, die auch mich bewegen.

Im akademischen Diskurs ist eine Disziplin, die religiösen Glauben nicht nur distanziert untersucht – geschichtlich, literarisch, soziologisch usw. –,

sondern ihn affirmativ, auf Zustimmung hin darlegt, ein Sonderfall, für manche befremdlich oder gar abwegig. Dies gilt für christliche Theologie, diese noch konfessionell differenziert, wie für muslimische und jüdische gleichermaßen. Nur wird diese Besonderheit im Nebeneinander von Islamwissenschaft und islamischer Theologie deutlich verschärft.

Dass der islamwissenschaftliche Grundsatz, sich bekenntnishafter Urteile zu enthalten, sich nicht von vornherein gegen islamische Theologie richtet, sollte ebenso selbstverständlich sein wie andererseits die Erfahrung, dass nicht jede islamwissenschaftliche Stimme dem Islam wirklich gerecht wird. Wissenschaften sind selten in sich konform. Aber im Konzert der akademischen Disziplinen steht nicht die Islamwissenschaft infrage, sondern die Theologie, die islamische kaum anders als die christliche und die jüdische.

Als universitäres Fach ist die Theologie eine Einrichtung des Staates. Dieser hat darüber zu befinden, wie sie angemessen einzurichten ist. In der Öffentlichkeit wahrgenommen wird diese staatliche Zuständigkeit zumeist bei der Besetzung von Professuren. Theologisch weit bedeutsamer aber ist die dahinterstehende Frage, was jeweils als christlicher, jüdischer und islamischer Glaube gelehrt werden soll. Der Staat selbst kann dies, auf religiöse Neutralität verpflichtet, nicht entscheiden. Die Religionen selbst sind aber nicht derart homogen (nicht einmal die kirchlich verfassten und dogmatisch stärker als der Islam ausformulierten Gemeinschaften), dass ihr Glaube als eindeutige Größe gegeben wäre. Ohne Verständigungs- und Kompromissbereitschaft kann Theologie in staatlicher Verantwortung nicht stattfinden. Gruppen, die meinen, nur ihr Verständnis des Glaubens sei richtig, können letztlich in diesem Konzert nicht mitspielen.

Dass also die islamische Theologie an unseren Hochschulen nicht beanspruchen kann, den schlechthin für alle Musliminnen und Muslime gültigen Glauben zu lehren, bedeutet aber keine Schwächung ihrer Position. Im Gegenteil kann es sich als ihre Stärke erweisen: Indem sie den Glauben nicht als eindeutig ausgibt, kann sie ihre Adressaten dazu befähigen, ihn in Kenntnis der Traditionen und gegenwärtigen Gegebenheiten für sich eigenverantwortlich auszumachen. Damit übernimmt sie eine dem akademischen wie dem politisch-öffentlichen Raum würdige Aufgabe.

So kann die islamische Theologie schließlich auch ihre respektable Eigenständigkeit gegenüber der Islamwissenschaft erweisen und mit ihr gemeinsam lernen, ohne sich ihr anzugleichen.

Hikma: Was würden Sie den muslimischen Studierenden sowie Dozentinnen und Dozenten für ihr Verständnis des Koran besonders ans Herz legen?

Hans Zirker: Der Koran ist in erster Linie das Glaubensbuch der Musliminnen und Muslime, steht also in deren Verantwortung. Dessen bin ich mir von

Grund auf bewusst. Vor allem für einen muslimisch wesentlichen Zugang zum Koran kann ich von vornherein nicht zuständig sein. Der Koran ist zu hören, vorgetragen in kultischer Rezitation. Dabei geht die ästhetische Erfahrung des Klanges weit über die Bedeutung der begrifflich und satzhaft geformten Rede hinaus. Diesen Gehalt des Koran zu ermessen ist dem Außenstehenden nicht gegeben.

Aber auf anderes zu verweisen erscheint mir wichtig, gerade auch angesichts der gegenwärtigen Auseinandersetzungen um den Islam: Kein Buch liest sich selbst. Es ist gleichsam die Partitur, die erst in der Lektüre realisiert wird. Erst durch diejenigen, die den Koran nach ihrem Verständnis aufnehmen, erhält er letztlich seinen Sinn. So nehmen sie etwa das eine, das sie lesen, intensiv wahr, geben ihm in ihrem Leben einen überzeugenden Zusammenhang und verleihen ihm hohe Autorität, gehen über anderes eher hinweg, stellen es vielleicht sogar beiseite als nicht ihnen gesagt, nicht hier und heute verbindlich, oder belassen es in seiner dunklen Bedeutung. Dass der Koran insgesamt als Gottes Wort gilt, steht dieser Offenheit nicht entgegen. Das bezeugt gerade die Fülle der Hadithe, die den Koran als gewaltiger, vielstimmiger Kommentar umgeben, auf unterschiedliche Weise bemüht, den Sinn bestimmter Worte zu ermitteln, gar festzuschreiben, und dabei doch gerade auch wieder Vieldeutigkeit freisetzen.

Freilich bricht bei all dem auch immer wieder und bis heute der Drang zur Eindeutigkeit durch, zur abschließenden Lektüre, zum Ende der Kommentierungen. Aber die Tradition steht dem entgegen.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die eigenartig gleichsinnige Neigung der „historisch-kritischen“ Exegese. Sie fragt gern nach dem, was ein Wort, ein Satz, eine Rede „ursprünglich“ gemeint habe, was ihr „eigentlicher“ Sinn sei. Abgesehen davon, dass solche Erläuterungen grundsätzlich hypothetisch sind, verkennen sie die Funktion der sich wandelnden Lektüre für die Bedeutung des Textes. Die verschiedenen Sinngebungen bleiben über ihre Differenzen hinweg achtbar, solange sie sich nicht als oberflächlich, leichtfertig, selbstgefällig oder gar aggressiv selbst entwerten. Der Koran ist, so gesehen, nie ein fertiges Buch, er braucht stets die Leserinnen und Leser.

Diese literaturtheoretisch grundsätzliche Einsicht ist zugleich gegenwärtig höchst aktuell, für die innerislamischen Auseinandersetzungen ebenso wie für den gesellschaftlich öffentlichen Disput über den „wahren Charakter“ des Islam. Wer den Koran als ein Reservoir von Zitaten zur Behauptung gerade seiner Position gebraucht, stutzt ihn sich nach seinen Interessen zu recht und disqualifiziert sich damit selbst.

Hikma: Was können nach Ihrer Einschätzung Theologinnen und Theologen dazu beitragen, dass die Debatten über den Islam konstruktiver geführt werden?

Hans Zirker: Die öffentlichen Auseinandersetzungen um den Islam haben extrem unterschiedlichen Charakter, sind thematisch weit gestreut, heben sich in ihrem Niveau stark voneinander ab und benutzen eine Vielfalt von Kanälen. So wäre es völlig abwegig, wollte ich Grundzüge einer medienpolitischen Strategie skizzieren. Ich sähe mich überfordert. Trotzdem will ich mich der Frage nicht ganz entziehen. In unsystematischer Aufzählung nenne ich einige mir erwähnenswerte Punkte, auch wenn sie meine Verlegenheit nicht verdecken können, einigermaßen naheliegen und nicht die Möglichkeiten gerade von Theologinnen und Theologen bedenken.

Noch nicht konstruktiv, aber zur Frustrationsbewältigung notwendig ist die Einsicht: Gegen ein bestimmtes Maß von Aggression und Dummheit in unseren Medien ist kein Kraut gewachsen. Da man sich der Flut entsprechender Äußerungen nicht ganz entziehen kann, hilft nur, sich mit Gelassenheit zu wappnen. Dies fällt gewiss dann besonders schwer, wenn die schlimmen Urteile nicht von religiös oder weltanschaulich entgegengesetzter Seite kommen, sondern aus der eigenen Glaubensgemeinschaft. Da kann es nötig sein, seine Betroffenheit und Ratlosigkeit wenigstens gegenüber denen zu äußern, die gemeinsam Zeugen des Unsinnns sind: „Dagegen ist kein Kraut gewachsen.“ Dies trägt wenigstens zur Reinigung der Atmosphäre bei.

Mein zweiter Punkt betrifft die in Diskussionen häufig zu hörende, dennoch falsche Zurückweisung von Vorwürfen: „Das hat nichts mit dem Islam zu tun.“ Dem kann man meistens entgegenhalten: „Leider doch“, „doch auch“. Religionen sind zwiespältige Phänomene. Die Ansätze der Perversionen liegen schon in ihnen selbst. Die Aufteilung in das reine Wesen des Islam einerseits und das ihm fremde, nur in seinem Namen verübte Unheil andererseits wird der Realität nicht gerecht, und die Debatten müssen an dieser Stelle misslingen.

Auch mein dritter Gedanke bezieht sich auf die Notwendigkeit zu differenzieren, geht aber in eine andere Richtung: Mit gutem Grund sprechen wir meistens schlicht und umfassend vom Islam mit bestimmtem Artikel und selbstverständlich im Singular: „der Islam“. Doch haben wir in Diskussionen oft Anlass, pointiert einzuwenden: „Den Islam gibt es nicht.“ Im Meinungsstreit triumphieren die Klischees. Mit Vereinfachungen legt man sich die Sache so zurecht, dass sie leichter verfügbar wird. Immer wieder müssen wir demgegenüber ins Bewusstsein rufen, in welcher geschichtlichen und kulturellen Vielfalt Islam realisiert ist und wie flexibel er sich dabei erwiesen hat, auch in seinen grundlegenden Ausdrucksformen.

Aber diese Realisierungen sind Sache des islamischen Lebens und nicht politischer Forderungen. Wer, wie kürzlich aus Bayern zu hören war, von Muslimen einen „deutschen Islam“ verlangt – warum nicht gar einen „bayerischen“? –, denkt töricht, nicht nur vom Islam, sondern von Religion überhaupt.

Mein vierter Punkt betrifft das Gewicht interreligiöser Solidarität, gerade auch in öffentlichen Debatten. Ich wähle dafür ein Beispiel, das noch nicht lange zurückliegt. Als der bayerische Ministerpräsident Markus Söder mit seinem „Kreuz-Erlass“ anordnete, dass im Eingangsbereich aller staatlichen Institutionen deutlich sichtbar ein Kreuzifix aufgehängt werden sollte, konnte sich mit gutem Grund die muslimische und in diesem Fall auch die jüdische Bevölkerung betroffen fühlen und empören. In den Auseinandersetzungen bedeutender aber war, dass sich christliche Theologinnen und Theologen sowie kirchliche Amtsträger, darunter der Münchner Kardinal Reinhard Marx, gegen diese Maßnahme wandten und sie für theologisch und politisch abwegig erklärten. Dieser Zusammenschluss über die Grenzen von Religionen und Konfessionen hinweg musste nicht organisiert werden. In anderen Fällen aber kann es hilfreich sein, solche Verbindungen ausdrücklich zu suchen. Sie sind konstruktiv wirksamer als die bloßen Argumente und entlasten die hauptsächlich betroffene Seite.

Alles in allem: Trotz mancher Irritationen ist unübersehbar, wie selbstverständlich der Islam in unserer Gesellschaft angekommen ist und zu ihr gehört. Der Unterschied zu den eingangs angesprochenen früheren Jahrzehnten meines Lebens ist gewaltig. Ich möchte die Bereicherung nicht missen.